

<b>DAX</b> 5999 +24,7 %	<b>DOW JONES</b> 10 520 +21,4 %	<b>JAPAN-AKTIE</b> Nikkei: 10 634 +20 %	<b>CHINA-AKTIE</b> Shanghai Composite: 3189 +75,1 %	<b>EURO</b> 1,44 US\$ +3,6 %	<b>ROHÖL</b> 79 US\$/Barrel +77,1 %	<b>PLATIN</b> 1485 US\$/Feinunze +65,4 %	<b>BAUMWOLLE</b> 0,76 US\$/Pfund +54,8 %	<b>KUPFER</b> 7159 US\$/Tonne +146,7 %	<b>Veränderungen seit Jahresbeginn</b>
-------------------------------	---------------------------------------	---	--	------------------------------------	---	--	--	--	--

## Hassfigur

Mit seiner Unverfrorenheit erzwingt Sir Fred Goodwin neues Denken

Wer hat sich 2009 besonders verdient gemacht um die Weltwirtschaft? Das Nachrichtenmagazin *Time* wählte Ben Bernanke, den Chef der amerikanischen Notenbank zur Person des Jahres, weil er mit seiner Geldpolitik, mit niedrigen Zinsen und kühnen Stützprogrammen die Banken stabilisiert und die Wucht der Rezession abgemildert hat. Auf dieser Seite des Atlantiks muss das Lob an Sir Fred Goodwin gehen, den ehemaligen Chef der Royal Bank of Scotland (RBS). Seine Geschichte beginnt weit vor 2009.

Als die globale Finanzwelt noch in Ordnung war, ließ Sir Fred sich als Helden feiern. Er war der Mann aus einfachen Verhältnissen, der die Provinzbank aus Edinburgh mit Charisma und Geschäftssinn zu einem Global Player aufbaute. 2007 hatte die RBS einen Platz auf der Liste der zehn größten Unternehmen der Welt eingenommen. Premierminister Gordon Brown nannte Sir Fred »meinen Freund«, dessen Telefonnummer er in seinem Handy gespeichert hatte. Dann aber fiel das Kartenhaus zusammen, Goodwin legte die Maske ab, und siehe da, die Hybris zeigte ihr hässliches Gesicht. Noch im September 2008 beteiligte sich Sir Fred an einem Konsortium, das die niederländische Bank ABN Amro für zig Milliarden Pfund übernahm. Wenige Wochen später war die RBS verstaatlicht. Goodwins Größenwahn kostete den britischen Steuerzahler mehr als 50 Milliarden Pfund. Gehen wollte er dennoch nicht, sein alter Freund Gordon musste ihn höchstpersönlich feuern. Im Frühjahr 2009 wurde bekannt, dass Sir Fred eine jährliche Rente von 700 000 Pfund zustand, eine Regelung, auf der der 51-Jährige auch lange Zeit bestand. Die öffentliche Wut steigerte sich über die Monate zum Furor. Mit seiner Unverfrorenheit machte er sich zur Hassfigur des Jahres.

Sir Fred hat das ganze fehlerhafte Finanzsystem auf seine Person reduziert. Dafür gebührt ihm Anerkennung. Es war nicht zuletzt die Ungeheuerlichkeit seines Handelns, die britische Politiker und Aufseher radikale Vorschläge machen ließ. Boni zu besteuern, das Kundengeschäft und das Investmentbanking zu trennen, das Bankentestament, ein Abwicklungsplan für den Fall einer Pleite – mit diesen Vorschlägen befeuerte London die aktuelle Diskussion über die künftige Regulierung der Finanzmärkte. Auch für deutsche Politiker ist die Boni-Steuer ein Thema. Beim Ausblick auf 2010 lassen die Ideen hoffen – denn sie denken das System auf eine Weise neu, die sinnvoll ist.

JOHN F. JUNGCLAUSSEN



**WARTEN AUF DIE AUSZAHLUNG** Jeden Monat erhalten mehr als 700 Haushalte in Nshamba, Tansania, eine aus Spenden finanzierte Rente

## Nimm und entscheide selbst!

Hilfsorganisationen und Entwicklungsländer machen eine kleine Revolution: Geld wird direkt an die Armen verteilt **VON KRISTINA MAROLDT**

Als Serapia Mlabi 65 Jahre alt wird, begräbt sie ihren ältesten Sohn. Sie legt ihn in die rote Erde neben ihrer Hütte, zu ihrem Mann, ihrer Tochter, ihrer Schwiegertochter. Nur Serapia und ihr Enkel Aidan, vier Jahre alt, leben jetzt noch auf der Parzelle am Westufer des Viktoriasees, allein bewirtschaften können sie das Feld kaum. Das schafft nur eine Familie mit vielen Köpfen, mit mehreren Generationen. Doch

eine solche Familie gibt es nicht mehr. Wie viele Dörfer im südlichen Afrika ähnelt auch Nshamba in Tansania inzwischen einer Mischung aus Altenheim und Kinderhort.

Als Kurt Madörin 65 Jahre alt wird, beginnt der Schweizer Staat dem Soziologen jeden Monat seine Rente zu überweisen. Auch Madörin lebt in Nshamba. Vor Jahren kam der Entwicklungshelfer ins Dorf, baute ein Programm für Aids-Waisen auf,

blieb hier hängen. Nun, da er selbst älter wird, fällt ihm auf, wie verzweifelt die Lage seiner afrikanischen Altersgenossen ist – vor allem wenn sie wie Serapia für ihre Enkel sorgen müssen. Er hört, wie die Leute über die Alten lästern, weil sie ständig betteln. Und er erfährt, dass sich Enkel wie Aidan nicht zur Schule trauen, weil sie sich keine Hefte leisten können. Renten gibt es nicht in Tansania.

2003 startet Madörin einen Versuch: Er leitet einen Teil seiner Rente an die Alten weiter. 55 Haushalte erhalten von ihm je 3000 tansanische Schilling, umgerechnet etwa zwei Dollar, plus 1500 Schilling pro betreutem Enkel, jeden Monat. Von nun an sind Serapia und Aidan ihre schlimmste Not los – und Teil eines der spannendsten entwicklungspolitischen Experimente dieser Tage. Denn was so banal klingt, ist eine kleine Revolution: Jahrzehntlang floss Entwicklungshilfe entweder an die Regierungen der Nehmerländer – die das Geld oft in die eigene Tasche steckten – oder an Hilfsorganisationen – die das Geld in Essen, Brunnen oder Schulen investierten. Beide Empfängergruppen galten als vertrauenswürdiger als die Armen selbst. Das ändert sich nun. Immer häufiger wird Geld direkt an die Bedürftigen gezahlt – und sie selbst bestimmen, was damit geschieht.

Spätestens seit Muhammad Yunus 2006 mit seiner Mikrokreditbank den Friedensnobelpreis gewann, hat das Vertrauen in die Kraft der Ärmsten zur Selbsthilfe einen Schub erhalten, und sogenannte *social cash transfers* gelten inzwischen ebenfalls als Hoffnung der Entwicklungspolitik: Direkt gezahlte Sozialhilfen, Renten oder Grundeinkommen sollen die Wirtschaft ankurbeln, Hunger und Armut reduzieren, die Situation von Frauen verbessern, den Schulbesuch steigern. Zudem sind sie günstig: Laut einer Studie des World Food Programme der Vereinten Nationen verursachen Sozialgeldtransfers nur halb so hohe Verwaltungskosten wie Nahrungsmittelhilfen.

### Viele aus der Elterngeneration sterben an Aids. Alte und Enkel darben

Was das konkret bedeutet, zeigt sich eben zum Beispiel in Nshamba. Es ist ein Dorf wie viele in Afrika: ein paar Hundert Lehmhütten, meist ohne Strom und fließend Wasser, viele Omas und Enkel – aber kaum Eltern. Die sind in die Städte abgewandert oder an Aids gestorben. 6,2 Prozent der 15- bis 49-Jährigen in Tansania tragen das Virus in sich. Das Sterben in dieser Generation ist eines der größten sozialen Probleme des südlichen Afrika.

Wer Serapia und Aidan heute besucht, kann den Erfolg von Kurt Madörins Idee schon von Weitem hören: In einem Verschlag hinter der Hütte meckern lautstark drei Ziegen. Als der schlimmste Hunger gestillt war, hat sich Serapia das Geld für die Tiere zusammengespart. Nun liefern sie Dung für die Bananen, die tragen mehr Früchte, die Hälfte kann verkauft werden. Den Großteil der Einnahmen gibt Serapia für Aidan aus, kauft ihm Hefte und Lampenöl, damit er abends lernen kann. »Das Wichtigste ist, dass er einen guten Abschluss macht«, sagt sie. Dann könnte er in ein paar Jahren nicht nur seinen Vater ersetzen und für sie sorgen, auch das Lästern der Leute, hofft sie, würde dann

enden. Schon jetzt seien die Nachbarn bereit, ihnen ab und zu mit Öl auszuhelfen: »Sie wissen ja, dass wir am Rententag alles zurückgeben.«

»Kwa Wazee – Für die Alten« hat Kurt Madörin sein Projekt getauft. Inzwischen ist es ein professionell gemanagtes Hilfsprogramm, geleitet von Leuten aus der Region. Dank Spenden ausländischer Nichtregierungsorganisationen wie Help Age Deutschland konnte es auf mehr als 700 Haushalte ausgeweitet, die jeweilige Rente auf umgerechnet etwa fünf Dollar pro Monat erhöht werden. Nimmt man die Armutsgrenze der Weltbank von einem Dollar pro Tag als Maßstab, ist das immer noch – fast nichts. Doch die Wirkung ist gewaltig. Eine Studie zeigte: In den Kwa-Wazee-Haushalten wird nur halb so oft gehungert wie in vergleichbaren Familien ohne Unterstützung, die Alten sind seltener krank, und die Enkel gehen öfter zur Schule. Auch die lokale Wirtschaft profitiert: »Am Rententag verkaufe ich dreimal so viel Öl wie sonst«, freut sich Richard Mutongole, Besitzer des größten Ladens von Nshamba.

### Das Budget reicht nicht für alle im Dorf – die Abgelehnten protestieren

Ein Dorf im Glück? Nicht ganz. Natürlich reicht das Budget längst nicht für alle Alten von Nshamba. Wer in das Programm aufgenommen werden will, muss deshalb besondere Bedürftigkeit nachweisen, Neid und Proteste der Abgelehnten sind an der Tagesordnung. Um das Auswahlverfahren transparenter zu gestalten, arbeitet das Projektteam jetzt mit Dorfkomitees zusammen. Doch die Bewerber müssen nach wie vor persönlich überprüft werden. Das kostet Zeit und Geld. An Letzterem hängt denn auch die Zukunft von Kwa Wazee – wie die Zukunft aller *social cash*-Programme: Kann das Modell auch weiterexistieren, wenn die ausländischen Spender eines Tages abziehen? »Wir können nur Ideen liefern«, sagt Madörin. »Wenn nicht nur ein Dorf für ein paar Jahre profitieren soll, sondern das ganze Land, muss der Staat aktiv werden.«

Es gibt Länder, die das Grundprinzip der Direktzahlung übernehmen und in denen es zu funktionieren scheint. Sambia plant, ein vor fünf Jahren mit der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit gestartetes Sozialhilfe-Projekt aufs ganze Land auszuweiten. Würde Tansania dem Beispiel folgen und eine Rente à la Kwa Wazee an alle zahlen, die älter sind als 60 Jahre, beliefen sich die Kosten auf ein bis zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Selbst für finanzschwache Staaten ist das zu stemmen. Ein Beleg dafür ist das Beispiel Lesotho, eines der ärmsten Länder Afrikas: Seit 2004 zahlt die Regierung dort an alle, die älter sind als 70 Jahre, eine beitragsfreie Rente, die Finanzierung – 1,4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts – erfolgt über Steuern.

Die Macher von Kwa Wazee können von solchen Zuständen nur träumen. Schon das nächste Vorhaben, eine regionale Wirkungsstudie, müssen fünf Ministerien genehmigen. Doch Madörin hat in seinem Entwicklungshelferleben gelernt, sich in Geduld zu üben. »Auch wenn man am Grashalm zieht, wird er nicht schneller wachsen«, zitiert er ein afrikanisches Sprichwort. Und fügt grinsend hinzu: »Düngen darf man trotzdem ...«

# Tatort Uni

Geklaute Hausarbeiten, gefälschte Laborwerte, gekaufte Dokortitel: Wer sich an deutschen Hochschulen umsieht, stößt auf Mauscheleien und Betrug. Macht die Uni alle zu Betrügern?



### Außerdem im Heft:

**Die perfekte Party** Die richtige Auswahl der Gäste, Small Talk, Flirttipps, Snacks und Co. – 7 Seiten mit den ultimativen Tipps.

**Sauberer Job** Vom armen BWL-Studenten zum Millionär – der Chef einer Gebäudereinigungsfirma über sein Erfolgsgeheimnis.

[www.zeit.de/campus](http://www.zeit.de/campus)

**Jetzt am Kiosk!**

**ZEIT Campus**  
studieren. arbeiten. leben.